Zeitschrift: Neujahrsblatt / Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons St. Gallen

Band: 53 (1913)

Artikel: Die toggenburgische moralische Gesellschaft : ein Kulturbild aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts

Autor: Dierauer, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-946486

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE TOGGENBURGISCHE MORALISCHE GESELLSCHAFT

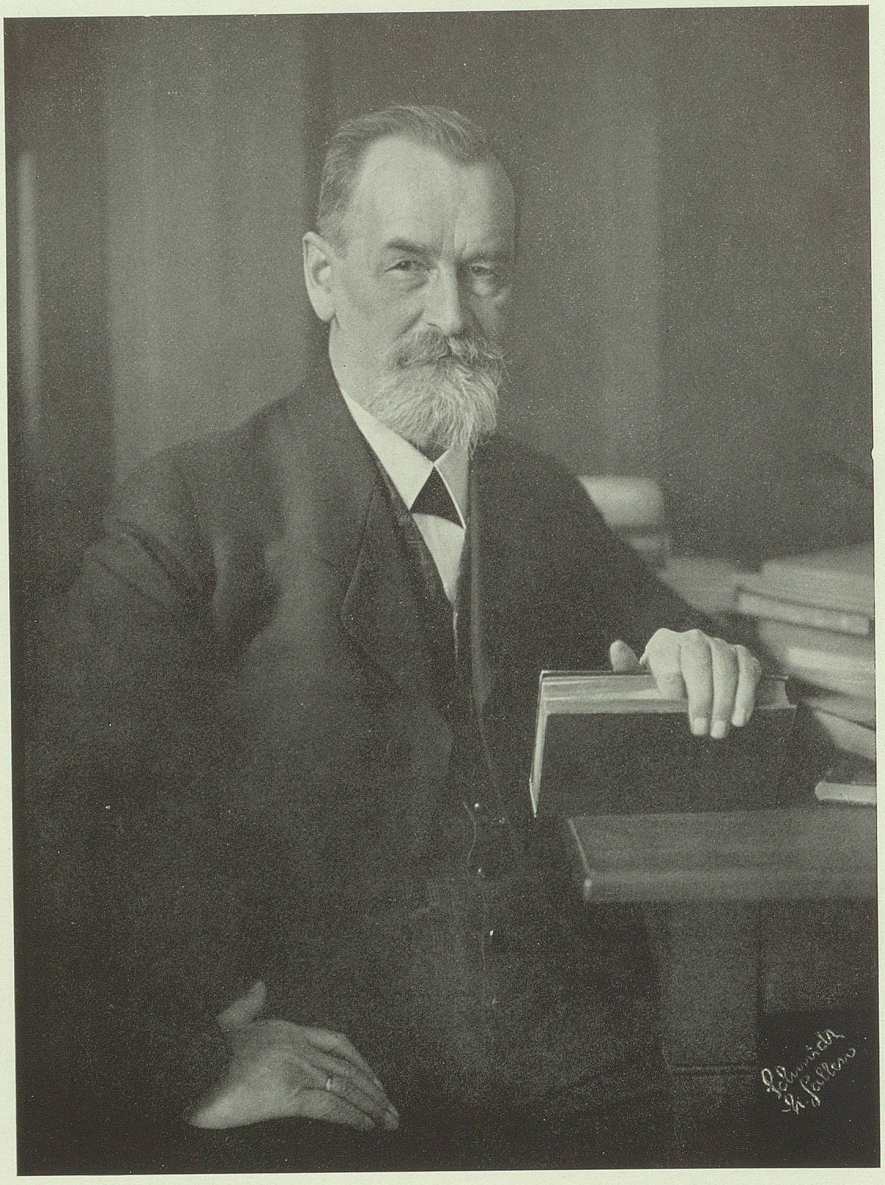
EIN KULTURBILD
AUS DER ZWEITEN HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS

VON
JOHANNES DIERAUER

HERAUSGEGEBEN VOM
HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT 4 ILLUSTRATIONEN

ST. GALLEN
DRUCK DER BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1913.



Joh. Dieraner.

20. März 1912.

Nachdem Herr Professor Dr. J. Dierauer den an seinem 70. Geburtstag im Schosse des Historischen Vereins gehaltenen Vortrag auf unser Ansuchen für das diesjährige Neujahrsblatt zur Verfügung gestellt hat, gereicht es uns zur Freude, den für die Vereinsmitglieder bestimmten Exemplaren dieses Neujahrsblattes zur bleibenden Erinnerung an jenen festlichen Anlass das auf den 20. März 1912 aufgenommene Bild des Jubilars beigeben zu dürfen.

Die Commission des Historischen Vereins
des Kantons St. Gallen.

DIE TOGGENBURGISCHE MORALISCHE GESELLSCHAFT

EIN KULTURBILD AUS DER ZWEITEN HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS

VON

JOHANNES DIERAUER

HERAUSGEGEBEN VOM

HISTORISCHEN VEREIN DES KANTONS ST. GALLEN

MIT 4 ILLUSTRATIONEN

ST. GALLEN
BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE.
1913.

Es gibt für Männer, welche das Licht der Aufklärung in ihrem Vaterland anzünden wollen, kein sichereres und wirksameres Mittel, als dass sie sich selbst aufklären und dann als aufgeklärte Männer in ihrem Fache und in der Sphäre ihres Wirkens reden und handeln.

Gregor Grob, Über Aufklärung, Seite 50.

DIE TOGGENBURGISCHE MORALISCHE GESELLSCHAFT.

EIN KULTURBILD AUS DER ZWEITEN HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS.

I. GRÜNDUNG.

Es war im Sommer des Jahres 1767, als der Landschreiber Andreas Giezendanner in Lichtensteig an hervorragende reformierte Toggenburger einen Aufruf zur Gründung einer engeren Vereinigung ergehen ließ, deren Teilnehmer die Mittel für die Anschaffung auserlesener historischer und moralischer Schriften zusammenbringen und daneben „einen gemeinnützigen, freundschaftlichen und vertrauten Umgang“ pflegen sollten. Seine Anregung fand bereitwilliges Entgegenkommen; denn allenthalben stellte sich in jener Epoche der Aufklärung und der überströmenden Empfindsamkeit das Bedürfnis nach literarischer Nahrung und nach persönlichem Austausch der Gedanken und Gefühle ein. Nur wenige Jahre früher war, freilich auf breiterer Grundlage, in Schinznach die helvetische Gesellschaft aufgetaucht, die aus allen Kantonen Männer von gemeinnütziger, patriotischer Denkungsart zur Besprechung vaterländischer Fragen und zum Kultus eines innigen persönlichen Verkehrs zusammenführte. Etwas Ähnliches, doch mit konfessioneller Einschränkung, strebte Giezendanner für die kleineren lokalen Verhältnisse der toggenburgischen Landschaft an, die noch immer den Fürstabt von St. Gallen als politischen Oberherrn anerkennen mußte, sich aber seit dem Zwölferkriege unter dem Schutze Berns und Zürichs in der Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten einer weitgehenden Autonomie erfreute und sich eben damals, nach dem Antritt des gutmütigen Abtes Beda Angehrn, eines milden, unaufdringlichen Regiments versehen durfte. Fünfzehn Männer, neun Geistliche und sechs Laien, aus einer Reihe von Gemeinden, von Stein bis hinunter nach Oberglatt und Burgau, erklärten sich mit seiner „preiswürdigen Stiftung“ einverstanden und ihrer 11 — den Initianten inbegriffen — erschienen nach seiner Einladung am 24. August in Lichtensteig. Sie wurden in seinem Hause „mit den rührendsten Empfindungen“ begrüßt und konstituierten sich einmütig als „reformierte toggenburgische moralische Gesellschaft“. Nach den bereits von Giezendanner entworfenen Statuten, die sie „liebreichst“ annahmen, hatte jedes Mitglied eine Bareinlage von 5 Gulden zu entrichten und ein nützliches deutsches Buch zu stiften, in der Folge aber einen Jahresbeitrag von 1 Gulden beizusteuern. Später Eintretenden wurde, abgesehen von der literarischen Spende, eine Einlage von 11 Gulden oder einer Dublone auferlegt. Wer in seiner geistlichen oder weltlichen Stellung sich irgend einer Beförderung erfreute,

wer ein Ehrenamt im Schoße der Gesellschaft selbst bekam, wer Hochzeit feierte oder das Glück hatte, ein Erbe anzutreten, sollte jedesmal unweigerlich einen französischen Federntaler, das sind 2 Gulden 45 Kreuzer, zu bezahlen schuldig sein[1]). Die Lesezeit für die entliehenen Bücher wurde nach dem Format bestimmt. Folianten mußten nach drei Monaten, Quartanten nach 6 Wochen, Oktavbände nach einem Monat und kleinere Werklein nach 14 Tagen zurückgegeben werden, immer „sauber, reinlich und unversehrt", unter Androhung von Bußen für Saumsal und Beschädigung. Man beschloß ferner nach einem alten, guten Brauch die Schaffung eines Donations- oder Stiftungsbuches, in das die Wappen der Mitglieder kunstgerecht gemalt und die Vergabungen eingetragen werden sollten. Möchte dieses Buch nur irgendwo noch vorhanden sein! Um allen Empfindlichkeiten vorzubeugen, wurde die Leitung der Gesellschaft zwei Vorstehern, einem geistlichen und einem weltlichen, anvertraut. Alljährlich wollte man sich in Lichtensteig, etwa im Anschluß an die Synode der evangelischen Geistlichkeit, versammeln, um nach einer Eröffnungsrede, die ein Mitglied zu halten hatte, die Rechnung über die „Accepta" und „Expensa" zu genehmigen, über neue Anschaffungen für die Bücherei Beschluss zu fassen und alle weitern Gesellschaftsangelegenheiten zu besprechen. Unverzüglich wählten die Anwesenden die ersten Vorsteher der Vereinigung, den als fleißigen Sammler historischer Nachrichten bekannten Pfarrer Matthäus Schweizer von St. Peterzell[2]) und den Landschreiber Giezendanner, während für das Amt des Schreibers, dem unter anderm die, wie sich zeigen sollte, nicht immer mühelose Pflicht überbunden war, die offiziellen Reden seinem Protokoll in extenso beizufügen, der eine zierliche Handschrift führende Pfarrer Rosemann Schädler von Stein erkoren wurde. Prompt zahlten die beiden Vorsteher für die ihnen widerfahrene Ehre den statutarischen Tribut.

So trat die toggenburgische moralische Gesellschaft ins Leben. Sie ließ sich einen Stempel schneiden mit der Umschrift: SOCIETAS MORAL. REF. TOGGICA. MDCCLXVII und dem Wahlspruch auf einem aufgeschlagenen Buche: „Ordine et Concordia". Der Schreiber erhielt ein stattliches, in Leder gebundenes Protokollbuch, das vor Jahren von einer wohlberatenen toggenburgischen Familie den sichern Räumen der Vadiana überwiesen worden ist,[3]) und die Bibliothek, die freilich vorerst nur etwa 30 Bände umfaßte, nahm der Landschreiber zur Hand, um sie in selbstloser Hingabe durch Jahrzehnte zu verwalten. Es war eine mühevolle und gewiss nicht immer dankbare Aufgabe, den verschiedensten literarischen Wünschen der Mitglieder gerecht zu werden und die Bücher nicht nur landauf und -ab zu versenden, sondern auch für ihren richtigen Wiedereingang besorgt zu sein. Giezendanner, damals noch in kräftigem Mannesalter stehend, blieb für längere Zeit die Seele der Gesellschaft. Er besaß keine höhere Bildung, aber er schätzte neidlos Talent und Kenntnisse an andern. Er war wohlwollend und geschäftsgewandt, leutselig und gastfreundlich und verstand es offenbar vortrefflich, die besten Elemente des

[1]) So mußte beispielsweise der Doktor Schädler in Neßlau „wegen Beförderung zum Landrat und einem Kirchenämtlein" 2 Taler, der Pfarrer Bösch in Mogelsberg „wegen 1. der Wahl als Vorsteher der Gesellschaft, 2. wegen seiner Verheiratung und 3. wegen einem bezogenen Erb" 3 Taler in die Kasse legen.

[2]) Die Stadtbibliothek besitzt von seiner Hand einen im Jahre 1782 angelegten Folioband (Helvet. a 330) mit den Kopien zahlreicher Urkunden zur toggenburgischen Geschichte aus dem 15., 16., und 17. Jahrhundert.

[3]) Manuskript 932 der Stadtbibliothek St. Gallen.

Landes für gemeinnützige Zwecke zusammenzuhalten.[1]) Die Gesellschaft breitete sich allmählich aus; aber mehr als 40 Mitglieder hat sie nie gezählt und man durfte es als einen ungewöhnlichen Erfolg betrachten, wenn einmal ihrer 27 sich zur jährlichen Tagung in Lichtensteig zusammenfanden; denn angesichts der hohen finanziellen Zumutungen mußte sich doch mancher in bescheidenen Verhältnissen lebende Mann den Eintritt in den auserwählten Kreis versagen, und die Kosten einer Reise in die toggenburgische Metropole waren bei den damaligen Verkehrsverhältnissen für entfernter wohnende Landleute keine Kleinigkeit.

In der Tat läßt sich nicht verkennen, daß der Gesellschaft von Anfang an ein abgeschlossener, aristokratischer Charakter eigen war. Ihr gehörten neben den geistlichen Herren, die vermöge ihrer Bildung und ihrer traditionellen Standeswürde ohnehin auf vornehmerer Stufe standen, fast nur höhere Beamte, Kaufleute, Fabrikanten und Doktoren — im Durchschnitt wohlhabende Männer — an, und als der „arme Mann im Toggenburg", Ulrich Bräker, „ein besonderer Liebhaber der Lectur und Freund der schönen und nützlichen Wissenschaften", am 22. Juli 1776 um Einlaß bat, fand er nur „per majora" Gnade, während am gleichen Tage ein junger Kandidat der Theologie, Gregor Grob von Lichtensteig, ein Sohn des Ratsherrn Joh. Konrad Grob, „mit Freuden", also gewiß einstimmig, aufgenommen wurde. Manche von den Herren scheinen jenen mit der Not des Lebens ringenden Bräker von der Hochsteig als einen nicht ebenbürtigen Eindringling angeschaut zu haben, so wie die stolzen Berner Patrizier ihren Ärger kaum verbergen konnten, als einst die Zürcher ihren philosophischen Bauer Jakob Gujer, den „Kleinjogg", in den erlauchten Kreis der helvetischen Gesellschaft führten, zu der nicht „unschickliche Individuen", sondern nur Männer „von ausgezeichnetem Namen" Zutritt haben sollten.[2])

In Übereinstimmung mit diesem aristokratischen Wesen nahmen denn auch die Jahresversammlungen in Lichtensteig jeweilen einen höchst förmlichen, durchaus an die Zopfzeit des Stils und der Mode erinnernden Verlauf. Die bestellten oder freiwillig einspringenden Redner überboten sich in sorgfältigen Titulaturen, indem sie die Anwesenden etwa als „Hochwohlehrwürdige, hoch- und wohlgelehrte, wohledle, insonders hochgeachtete, hochgeehrteste Herren" oder als „allerseits wertgeschätzteste Ehrenglieder" begrüßten, und die sich regelmäßig vollziehende Wiederwahl des leitenden Ausschusses wurde vom Schriftführer umständlich mit den Worten der Nachwelt überliefert, es seien „beide Tit. hochgeehrteste Herren Gesellschaftsvorsteher in ihren rühmlichst verwalteten Ehrenämtern wiederum einmütig bestätet und die Äufnung unserer Gesellschaftssach hochderoselben längst bekannten und treu belobten Dexterität fürbas ehrerbietig empfohlen" worden.

Man muß sich über solche parfümierte Floskeln, die für unsern modernen, in schriftlicher und mündlicher Anrede immer mehr den einfachsten und nüchternsten Formen sich zuneigenden Geschmack beinahe komisch wirken, hinwegzusetzen wissen, um der Tätigkeit der Gesellschaft gleichwohl gerecht zu werden.

---

[1]) Seiner gedenkt Gregor Grob im biographischen Anhang zur Ausgabe der Gedichte Joh. Ludwig Ambühls (St. Gallen, 1803), Seite 34.

[2]) Karl Morel, Die helvetische Gesellschaft (Winterthur 1864), Seite 330 f.

II. ANTEIL AN GEISTIGER BILDUNG.

Als vornehmste Aufgabe wurde an den Jahresversammlungen — wie sich der Hauptquelle für unsere Darstellung, eben dem erwähnten Protokoll entnehmen läßt — jeweilen die Vermehrung der Bibliothek betrachtet, aus der die Mitglieder geistige Nahrung schöpfen konnten. An den sehr bescheidenen Grundstock, dem zum Teil Übersetzungen aus der englischen Literatur angehörten, reihten sich in der Folge durch Schenkungen und Ankäufe zahlreiche Werke von größerer oder geringerer Bedeutung. Die Theologen legten ihre Hand auf Bibelkommentare und Kirchengeschichten, auf dogmatische und moralphilosophische Publikationen, die nach ihrer Ansicht „kostbar und äußerst gemeinnützig" waren. Die Historiker richteten ihr Augenmerk auf die „Allgemeine Welthistorie", die der unermüdliche Professor Siegmund Jakob Baumgarten in Halle nach einer englischen Vorlage bereits in 30 Quartbänden herangeschrieben hatte und die dann Schlözer, Gatterer und andere in einer Serie, die kein Ende nehmen wollte, weiter führten. Die Freunde der Landeskunde wünschten sich den von Gabriel Walser, dem bekannten Verfasser der Appenzeller Chronik, hergestellten helvetischen Atlas, die von dem Engländer William Coxe, einem scharfen Beobachter, verfaßten Briefe über die Schweiz, und jene reichhaltigen, schönen Werke, die für die Kenntnis der schweizerischen Zustände im 18. Jahrhundert noch immer unentbehrlich sind: Hans Jakob Leus Helvetisches Lexikon, David Herrlibergers Topographie und Joh. Konrad Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft. Die Liebhaber der Naturwissenschaften erreichten, daß deutsche Ausgaben der Werke Linné's, des großen schwedischen Gelehrten, erworben wurden. So kamen die verschiedenen, im Schoße der Gesellschaft vertretenen wissenschaftlichen Neigungen auf ihre Rechnung, und wer sich über die allgemeinen literarischen Strömungen unterrichten wollte, konnte sich bei Giezendanner das seit 1765 in ununterbrochener Folge erscheinende, von Friedrich Nicolai in Berlin redigierte kritische Organ, die „Deutsche Bibliothek" verschreiben. Den Vertretern der sogenannten schönen Literatur wurde indessen trotz dieser führenden Zeitschrift keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man beschränkte sich auf Ewald von Kleist, den bei Kunersdorf gefallenen Sänger des Frühlings, den Liederdichter Hagedorn und den zahmen Satiriker Rabener, den braven Gellert und den frommen Jung Stilling, und erst spät entschloß man sich, auch Pestalozzi, Rousseau und Lessing Einlaß zu gewähren. „La nouvelle Héloïse" von Rousseau wäre wohl kaum in die Bibliothek gekommen, wenn nicht Dr. Joh. Kaspar Bolt von Krummenau, der spätere Regierungsstatthalter des Kantons Säntis und Regierungsrat des Kantons St. Gallen, bei seinem Eintritt im Jahre 1784 das Werk als Geschenk der Gesellschaft übergeben hätte. Bemerkenswert ist immerhin, daß die „theatralischen" Werke Shakespeare's in der 8 Bände starken Übersetzung Wielands (Zürich 1762—1766) aufgenommen wurden. Nach diesen Bänden aber griff niemand begieriger als der arme Näpis Üli. Er las sie mit glühender Begeisterung und brachte ihnen bewundernswürdiges Verständnis entgegen. Er lebte und träumte in Shakespeare, fühlte sich durch den großen Briten zum „Weltbürger" erhoben und konnte sich nicht enthalten, seine Empfindungen und Gedanken über die einzelnen Stücke, die Lustspiele wie die Tragödien, niederzuschreiben, mit dem „lieben Mann" zu reden, „als wenn er bei mir am Tisch säße." So entstand das jetzt auf der Vadiana verwahrte Shakespeare-

Büchlein Bräkers, das in neuester Zeit wert genug erachtet worden ist, wiederholt gedruckt zu werden und das noch für uns Moderne eine seltsam packende Lektüre bildet.[1]) So häufig und so dankbar hat wohl kein Mitglied die Bibliothek der „Moralischen“ ausgenützt.

Wenige Jahre nach seinem Eintritt durfte Bräker erleben, daß die Gesellschaft sich entschloß, das große, kostbare Werk des von ihm hochverehrten Zürcher Theologen Johann Kaspar Lavater, die Physiognomik, jenes klassische Erzeugnis seiner Genieperiode, zu erwerben. In diesem vier starke Quartbände umfassenden, mit einer Fülle von zum Teil vortrefflichen Kupfern ausgestatteten Werke (Leipzig und Winterthur 1775—1778), dessen voller Titel lautet: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“, versuchte Lavater bekanntlich die Idee zu begründen, dass man den Charakter, das innere Wesen des Menschen, aus seiner äußern Erscheinung, seinem Gang, seiner Körperhaltung, vor allem aber aus seinen Gesichtszügen mit Sicherheit erkennen könne, indem das Seelische mit dem Physischen aufs innigste verbunden sei und sich für ein geübtes Auge untrüglich offenbare. Er hielt sich überzeugt, daß er nach seinen vielseitigen Beobachtungen und Vergleichen den Grund zu einer wahrhaften, physiognomischen Wissenschaft gelegt habe, die der Menschheit sittliche und selbst religiöse Vorteile sichern werde. Seine Theorien, die er mit poetischem Schwung und in selbstbewußtem Tone vortrug, fanden in weiten Kreisen Zustimmung; sein Freund Johann Georg Zimmermann aus Brugg, der damals in Hannover lebende Arzt und Philosoph, trat mit leidenschaftlichem Anteil für sie ein; sie erschienen manchen Zeitgenossen als eine Verkündigung des Evangeliums der Natur, der freien Menschlichkeit. Sie forderten aber auch die nüchterne Kritik heraus, die darauf hinwies, daß das Problem unendlich schwierig und verwickelt sei und daß der Autor sich lieber in empfindsamen, enthusiastischen Betrachtungen ergehe, als daß er den Gegenstand in nüchterner Bedachtsamkeit und streng logischer Zergliederung erfasse.[2]) So mögen auch im Schoße der moralischen Gesellschaft Zweifel über den dauernden wissenschaftlichen Wert des teuren Werkes geäußert worden sein, so daß sie dessen Anschaffung auf der Jahresversammlung von 1779 mit Mehrheit um ein Jahr verschob — sehr zum Verdrusse Bräkers, dem das ablehnende Verhalten gegenüber der Ehrfurcht gebietenden Arbeit des berühmten Mannes unverständlich schien. „Ich meinte“, schrieb er in sein Tagebuch, „wer keinen Begriff von dem Buch hätte, nur etwas von Lavaters großem Geist gehört, der müßte darauf fallen, ein solcher Geist könne nichts Unnützes schreiben, freilich auch nicht für kleine Geister.“[3]) Allein der die Bücherschätze verwaltende Landschreiber wußte für die ihm selbst peinliche Angelegenheit eine erfreuliche Wendung anzubahnen. Es kam ihm zustatten, daß ihm aus Zürich ein schön gebundenes Exemplar um 80 Gulden statt um den mehr als doppelt so hohen Ladenpreis angeboten

[1]) Das Büchlein ist mit einer Reihe der Bräker'schen Tagebücher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von J. J. Rietmann, damals Pfarrer in Lichtensteig, erworben und später durch seinen Schwiegersohn, den Buchhändler Eugen Fehr in St. Gallen, der Stadtbibliothek geschenkt worden. Bräker gab ihm den Titel: „Etwas über William Shakespears Schauspiele. Von einem armen, ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß, denselben zu lesen anno 1780.“ Eine Ausgabe hat zuerst Ernst Götzinger im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XII (1877), sodann die Buchhandlung Meyer und Jessen in Berlin (1911), mit Anmerkungen von Oskar Frei und O. v. Greyerz, veranstaltet.

[2]) Vortrefflich hat Heinr. Maier in der Denkschrift: Johann Caspar Lavater 1741—1801 (Zürich 1902) das merkwürdige Werk analysiert und beurteilt.

[3]) Aufzeichnung vom 27. April 1779. Stadtbibliothek, Ms. 923a.

wurde und daß soeben von Seite des Pannerherrn Elias Stadler in Oberglatt ein Geschenk von 5 Dublonen eingegangen war, das glücklich für diesen außerordentlichen Fall verwendet werden konnte. So erließ er ohne Säumen an die „hochehrwürdigen, hoch- und wohlgelehrten Herren“ ein Zirkular, in welchem er im Hinblick auf den „so honnetten und billigen Preis“ der angenehmsten und sichersten Hoffnung Ausdruck gab, daß sie „seinem freundschaftlichen Bitten und angelegentlichen Ersuchen, um ein solches Werk anschaffen zu dürfen, durch Dero geneigtwilligste, allseitige Ehrenunterschriften freudenvollst entsprechen werden.“

Die überraschenden Eröffnungen, die Giezendanner über die finanzielle Frage in seinem Rundschreiben machen konnte, bewirkten, daß die ängstliche Opposition verstummte. Pfarrer Schweizer in St. Peterzell, früher ein Gegner der Vorlage, ließ sich als erster Votant dahin vernehmen, er habe inzwischen von dem Werke Lavaters persönlich Einsicht genommen und sich von seinem großen Werte überzeugt; nun sei sein herzlicher Wunsch, daß die „gesellschaftliche Büchersammlung mit demselben möge bereicheret werden.“ Im Anschluß an seine Äußerung stimmte dann ein Mitglied nach dem andern dem Antrag zur Erwerbung der Physiognomischen Fragmente bei. Es hat einen gewissen Reiz, die teils ernsten, teils humoristischen Glossen, die sich die Herren bei dieser Gelegenheit gestatteten, zu lesen. Nicht ohne Ironie erklärte sich der Schultheiß Joh. Konrad Grob von Lichtensteig mit der Anschaffung einverstanden, weil das Werk eine öffentliche Bibliothek wenigstens ziere. Solchem Votum gegenüber bemerkte der eifrige Präzeptor und durch lyrische und dramatische Versuche bereits bekannt gewordene Dichter Joh. Ludwig Ambühl von Wattwil[1]) auf dem Zirkular, er unterschreibe ganz allein aus Liebe zur Wahrheit und „mit der allerchristlichsten Freude von der Welt“, denn er betrachte die Physiognomik als eines der interessantesten Werke, die für die Menschheit je erschienen seien. Der Pfarrer Joh. Ulrich Loser auf dem Hemberg hielt zwar die Physiognomik für eine betrügliche Wissenschaft, wollte aber keine Einwendung erheben, da auch sein Amtsbruder Joh. Melchior Bösch in Degersheim mit Wärme für die Anschaffung eintrat, „nicht nur aus schuldigster Hochachtung gegen den würdigsten Verfasser, sondern in süßester Anhoffnung, daß dieses kostbare Werk zur moralischen Selbsterkenntnis vieles beitragen und uns also wahren Nutzen schaffen werde.“ Dekan Rosemann Schädler in Stein,[2]) der inzwischen vom Amte eines Gesellschaftssekretärs zurückgetreten war, erklärte, er stecke seinen Kopf willig in den künstlichen Hut, den der kluge und fürtreffliche Vorsteher der moralischen Gesellschaft zur Vereinigung so vieler Köpfe zubereitet habe, und er subscribiere mit Vergnügen. Auch der Pfarrer Michael Bösch[3]) von Wildhaus wünschte von ganzem Herzen und aus allen Kräften die Bibliothek mit diesem Werk geziert zu sehen, „in Hoffnung, bald bald manchen Heuchler in seiner eingebildeten Schönheit anbeten zu können!“ Kurz und bündig sprachen sich Ulrich Bräker und der Kandidat Johann

[1]) Geboren am 13. Februar 1750, hatte Ambühl, der Sohn des Schulmeisters und Chronisten Hs. Jakob Ambühl, bereits „Neue Schweizerlieder nebst einigen andern Gedichten“ (Bern 1776) und ein Schauspiel: „Der Schweizerbund“ (Zürich 1779) veröffentlicht.

[2]) Schädler ist 1771 Dekan der reformierten toggenburgischen Synode geworden.

[3]) Ihm hat wohl die scharfe Stelle in Band I, Seite 161 der Physiognomischen Fragmente vorgeschwebt, wo es heißt: „Furchtbar ist die Physiognomik dem Laster! Laßt physiognomischen Sinn erwachen und wirken

BUCHDRUCKEREI ZOLLIKOFER & CIE., ST. GALLEN.

Lichtensteig um das Jahr 1825.

Nach einem kolorierten Stahlstich von J. B. Isenring.

Kaspar Geiger im Turtal für die Erwerbung aus, letzterer freilich mit der vorsichtigen Andeutung, er gebe nichts dazu, da ein Beitrag offenbar nicht nötig sei. Dr. Andreas Schädler in Neßlau endlich besann sich auf sein Schullatein und schrieb: „Nemine dissentiente, nemine contradicente, consentit“ — da niemand widersprach, wollte auch er die Genehmigung erteilen.

So figuriert denn das Lavater'sche Opus in den Ausgaben des Gesellschaftsjahres 1779/1780 mit einem Betrage von 80 Gulden, der sich aber in Wirklichkeit nach Abzug der generösen Schenkung Stadlers auf 25 Gulden reduzierte. Auf alle Fälle war es das teuerste abgeschlossene Werk, das die Gesellschaft ihrer Sammlung einverleibte, und der Landschreiber durfte mit Genugtuung seine glückliche Eroberung betrachten.

Unversehens dehnten sich die Bücherbestände aus. Neben den Ankäufen mehrten sich die Schenkungen, sei es, dass sie freiwillig dargeboten, oder als pflichtige Angebinde beim Eintritt in die Gesellschaft übergeben wurden, und außerdem fehlte es nicht an Zuwendungen von gemischter Art, indem einzelne Mitglieder so klug und glücklich waren, das eine und andere abgelagerte Werk aus ihren eigenen Schränken gegen eine angemessene, die Jahresbeiträge erleichternde Entschädigung in die gemeinsame Bibliothek zu leiten. Man mußte für neue Gestelle sorgen und schon wuchs der Katalog, den man 1782 zu bequemem Gebrauche für die Mitglieder in 300 Exemplaren — den Bogen um 4 Gl. 56 Kr. — drucken ließ, auf 21 Seiten an.[1]) Es darf doch hervorgehoben werden, daß die Gesellschaft bis zum Jahre 1791 rund 1800 Gulden ausgegeben hat und daß von dieser Summe, nach Abzug aller Unkosten, wohl 1500 Gulden für literarische Anschaffungen verwendet worden sind. An die mit so respektabeln Mitteln geäufnete Bibliothek knüpften sich denn auch vorwiegend die Interessen der „Ehrenglieder“; von ihr gingen ganz ohne Zweifel, trotz dem anfangs etwas mißtrauischen Verzicht auf Publikationen einer neuen, frischen Geistesrichtung, mannigfache und fruchtbare Anregungen in das Land hinaus — wie sich denn der Dekan Schädler überzeugt hielt, daß die „fleißige Lektüre so vieler auserlesener Schriften unter dem Beistand der göttlichen Gnade immer Männer von Verstand und von einem edlen, guten Herzen“ bilden werde. Es hatte bisher noch keine Bibliothek von öffentlichem Charakter im Toggenburg bestanden. Wer „hiebevor“ ein neues Buch lesen wollte, bemerkte der Redner auf der „Ordinari“-Versammlung des Jahres 1772 — eben der Dekan in Stein — mußte es für sich selbst ankaufen oder es mit vieler Unbequemlichkeit aus fremden Lesebibliotheken kommen lassen. „Nunmehro haben wir eine Menge schöner Schriften in unserm eigenen Bücherschatz, und wir bedienen uns derselben gegen ein sehr geringes Lesegeld mit vieler Kommlichkeit.“

---

in den Menschen, und da stehen sie gebrandmarkt, die Kammern und Konsistoria und Klöster und Kirchen voll heuchlerischer Tyrannei, Geizhälse, Schmerbäuche und Schälke usf., die unter der Larve der Religion ihre Schande, und Vergifter der menschlichen Wohlfahrt waren.“

[1]) „Catalogus der theologischen, moralischen, philosophischen, historischen, poetischen und andern deutschen Büchern, die der Moralischen Gesellschaft im Toggenburg zugehören, samt den Statuten und Verzeichniß der sämtlichen Mitglieder dieser Gesellschaft. Anno MDCCLXXXII“ (ohne Druckort). Es sind hier (S. 17—37) 311 Werke aufgeführt. In dem ersten, 1771 gedruckten Katalog waren 151 Werke verzeichnet. Broschürensammlung auf dem Kantonsarchiv St. Gallen W 84 und E 57. Teils in dieser Sammlung, teils auf der Stadtbibliothek, sind die weiterhin anzuführenden Druckschriften der Gesellschaft zu finden.

III. GEMEINNÜTZIGE BESTREBUNGEN.

Geistige Nahrung konnten die Mitglieder auch auf den jährlichen freundschaftlichen Zusammenkünften finden, die nach dem Vorbilde der helvetischen Gesellschaft in der Regel mit einer größern rhetorischen Ausführung über einen beliebigen Gegenstand eröffnet wurden. Es verstand sich von selbst, daß man mit Vorliebe die Geistlichen als berufene Redner für diese Aufgabe zu bestimmen suchte. In der Tat haben die meisten eingetretenen Pfarrherren im Laufe der Jahre ihre Pflicht getan und etwa über die Moral, die allen andern Wissenschaften Glanz verleihe,[1]) über Religion und Tugend, die unmöglich gesöndert werden können, über die Vorteile und die Ziele der moralischen Gesellschaft, deren Mitglied zu sein man sich glücklich schätzen dürfe[2]), über „die Notwendigkeit und Nutzbarkeit der Verbesserung des Verstandes und Willens“[3]), über die christliche Gleichgesinntheit, die bürgerliche Toleranz oder die „Kunst, unsern Mitmenschen unleidenschaftlich zu beurteilen“ und andere Themata, zumeist in erbaulich pastoraler Form gesprochen. Die Zuhörer mochten sich nicht wenig geschmeichelt fühlen, wenn einer dieser Redner seine Herzensergießung mit den Worten schloß: „Sie alle, meine Herren, bleiben die Gesegneten des Höchsten und sein geliebtes Volk!“

Kräftiger äußerte sich Pfarrer Bösch von Wildhaus im Jahre 1784 über die Schäden des öffentlichen Wesens und die Mittel, sie zu heilen. Er geißelte den Verfall der Sitten, die leichtfertige Verschwendung des aus der Industrie erwachsenen Verdienstes, den entnervenden Luxus und die Leichtfertigkeit in der Erfüllung bürgerlicher Pflichten. Gegenüber diesen betrübenden Erscheinungen empfahl er die Kräftigung des religiösen Sinnes; vor allem aber drang er auf ernste und gründliche Heranbildung der Jugend. Er wünschte, daß es möglich wäre, eine allgemeine toggenburgische „Patriotenschule“ einzurichten, um die fähigeren jungen Leute in die Geschichte und die Rechtsverhältnisse des Landes einzuführen „und dem Vaterlande Männer zu erziehen, die an hohen Orten Achtung und des gemeinen Mannes argwohnloses Zutrauen verdienen.“[4])

Die geistvollste Ansprache in der theologischen Gruppe arbeitete der schon erwähnte Kandidat Gregorius Grob, der inzwischen eine Hauslehrerstelle bei der Familie Gonzenbach in St. Gallen angetreten hatte, über die Aufklärung aus. Sie wurde 1788 in St. Gallen anonym gedruckt und in der Hauptversammlung des folgenden Jahres von einem andern Mitgliede, da der Verfasser nicht persönlich nach Lichtensteig kommen konnte oder wollte,

---

[1]) „Die Nothwendig- und Nutzbarkeit der Moral: Selbst-Erkenntnis. In einer kurzen Rede vorgestellt und angedrungen von Johann Melchior Bösch, Pfarrer zu Degersheim, ..., den 14. May Anno 1778.“ St. Gallen. Gedruckt bey Leonhard Dieth sel. Wittib. 16 S.

[2]) „Die wichtigen Vortheile, welche der Zusammentritt in die Ref. Moral. Toggenburgische Gesellschafft denen Ehrengliedern verschaffet . . . . in einer sehr bündigen Anrede durch Rosemann Schädler, Pfarrer zum Stein, vorgestellet . . . . den 24sten Augusti 1772.“ 26 S.

[3]) „In einer vortrefflichen Anrede durch Joh. Valledin Bösch, Pfarrer auf dem Ebnet, vorgestellt . . . den 25sten Aprilis Ao. 1774.“ 19 S.

[4]) „Freymüthige Gedanken über den sittlichen Verfall seines Vaterlands, sofern er dem gemeinen Wesen schädlich, und unmaßgebliche Wünsche für Mittel, demselben zu wehren. Der reformierten moral. Gesellschaft im Toggenburg in einer kurzen Rede mitgetheilt von Herrn Michael Bösch, evangelisch-reformierten Pfarrer zu Wildenhaus, den 3. Mai 1784.“ 28 S. Ohne Druckort.

vorgelesen.[1]) Der in den dreißiger Jahren stehende, mehr von philosophischen als von theologischen Studien ergriffene Mann, dem später ein hervorragender Anteil an der Begründung und Leitung des gemeinsamen Erziehungswesens im Kanton St. Gallen zufiel,[2]) bezeichnete das ernste, freie, von Autorität und überlieferter Gewohnheit losgelöste Denken als den Weg zur Erlangung heller und richtiger Vorstellungen, d. h. wahrer Aufklärung. „Nur der ist aufgeklärt," schrieb er, „welcher durch keines Andern Brille, sondern mit eigenen Augen sieht, der in allem, was er wissen kann und soll, die Wahrheit selbst sucht, selbst prüft, selbst findet und sich eigen macht und dabei alle Kenntnisse, die ihm von andern dargeboten werden, nicht als Vorschrift seines Urteils oder seines Glaubens ansieht, sondern sie nur als Hülfsmittel nützt, sich selbst die Prüfung zu erleichtern; der sich durch Anwendung seiner eignen Verstandeskräfte selbst deutliche Begriffe gemacht und aus seiner eignen Erfahrung Grundsätze abgezogen hat; der von allem, was er weiß und glaubt und tut, sich selber aus vernünftigen Gründen Rechenschaft geben kann, und bei welchem alle Wahrheiten, womit sein Geist erhellet ist, eben darum, weil sie selbst erkannt sind und auf selbstgedachten Begriffen und Grundsätzen ruhen, sicher, fest und wirksam sind. Mit einem Wort, was auch übrigens für nachteilige Folgen aus dem Mißbrauch der Sache entstehen möchten: wahre Aufklärung ist nur da möglich, wo das Principium des Selbstdenkens und des freien Urteils zugestanden, erweckt und angewandt wird. Je ungehinderter der menschliche Geist sich dieses unstreitig natürlichen Rechts bedienen kann, je mehr er zum Gebrauch desselben ermuntert wird und je bessere Hülfsmittel zur Erkenntnis des Wahren und Guten er in den Geisteswerken aufgeklärter Männer findet, desto leichtere und schnellere Schritte wird er in der Aufklärung machen und desto größer, allgemeiner und wohltätiger wird die Aufklärung bei einem Volke werden."

Indem er dann Umschau nach den Mitteln hielt, durch die die Aufklärung, dieser edelste und erhabenste Zweck eines Männervereins, in der moralischen Gesellschaft selbst gefördert und im „Vaterlande", d. h. im Toggenburg, weiter verbreitet werden könnte, verfehlte er nicht, eine Reihe von Reformen anzuregen. Er wünschte mehr Leben in der Verbindung, eine qualitative Stärkung der Bibliothek durch Erwerbung von Meisterwerken der alten Griechen und Römer, regere literarische Betätigung der Mitglieder, engere Fühlung mit dem Volke und Verbesserung der Schulen. Er hoffte zuversichtlich, vielleicht mit allzu optimistischem Vertrauen, auf eine fortschrittliche Bewegung, da sich, wie er hervorhob, unter den Mitgliedern der Gesellschaft Männer fanden, die ein gemeinschaftliches und freundschaftliches Geschäft aus der Geistes- und Charakterbildung machten und die

[1]) „Über Aufklärung. Eine Vorlesung für die Toggenburgische moralische Gesellschaft." St. Gallen bey Huber und Compagnie. 1788. 51 S.

[2]) Grob war am 28. Februar 1754 in Lichtensteig geboren und starb am 1. Oktober 1824 in St. Gallen. Er studierte in Zürich Theologie, wurde dort ordiniert, trat aber nicht eigentlich in die geistliche Laufbahn ein, sondern bewegte sich lieber als Privatgelehrter auf philosophischen, pädagogischen und historischen Gebieten, schrieb u. a. 1794—1806 ein dreibändiges Werk von vorwiegend geschichtlichem Inhalt: „Der Schweizer auf dem Rigiberg" und entwarf 1801 unter dem Titel „Gestolne Briefe" ein satirisches Kulturbild aus der Franzosenzeit. Eine hervorragende Tätigkeit entfaltete er im Erziehungsrat des helvetischen Kantons Säntis, dann 1803 bis 1816 als Mitglied und Präsident des gemeinsamen Erziehungsrates des Kantons St. Gallen. Die Reden, die er in dieser Behörde hielt, sind gedruckt und gehören der Geschichte des st. gallischen Erziehungswesens an. Handschriftliche Tagebücher aus seiner Hauslehrerzeit bewahrt die Stadtbibliothek und Aufzeichnungen aus den Verhandlungen des Erziehungsrates die toggenburgische Lehrerbibliothek in Wattwil.

sich freuten, jedem Lichtbegierigen den Genuß der Quellen des Lichtes und der Erkenntnis, aus denen sie selbst schöpften, zu erschließen.

Im übrigen verwahrte sich Grob gegen alle seichte und oberflächliche, falsche und deshalb gefährliche Aufklärung, die nur „Vielwisserei, Aberwitz, Eigendünkel, Neuerungssucht, Unglauben, Irreligiosität, Verachtung alles Gründlichen, Leichtsinn und Zügellosigkeit“ erzeuge.

Es stehen uns keine Nachweise über die Wirkungen dieser geistvollen, mit der Feinheit und Sprachkraft eines wahrhaft gebildeten Mannes aufgebauten Rede zu Gebote. Fast scheint es, daß die Anregungen in einer Zeit, in der sich auch im Toggenburg tiefgreifende politische Wandlungen vorbereiteten, auf sich beruhen blieben. Aber es muß beim Vortrage doch Eindruck gemacht haben, wie Grob den Landesbeamten, den „Vorstehern des Volkes“ ins Gewissen redete, wie er die reichen Kaufleute aufforderte, von ihrem Reichtum mehr als bisher für gemeinnützige Zwecke zu verwenden, und wie er den Geistlichen nahe legte, sich über ängstliche und kleinliche Vorurteile zu erheben, hell zu sehen, frei zu urteilen und allgemeine Christusreligion ohne schulgerechten Prunk mit Licht und Wärme dem Volke zu vermitteln.

Obschon die Abhandlung, 51 Seiten stark, in gedruckten Exemplaren vorlag, ließ sich der damalige Secretarius, Diakon Johannes Hartmann in Lichtensteig, die Zeit nicht reuen, sie Wort für Wort in das Protokoll der Gesellschaft einzutragen.

Die weltlichen Sprecher kamen anfangs, gleich den geistlichen, über sentimentale Allgemeinheiten nicht hinaus. Sie priesen die fruchtbare Wirksamkeit der Gesellschaft, das Glück vertraulichen, zärtlichen Beisammenseins, den süßen Frieden des lieben Vaterlandes; sie schilderten das Bild eines rechtschaffenen toggenburgischen Patrioten; sie schwelgten in den „Empfindungen der vertrauten Bruderliebe“ und wünschten, daß „die edle Societät so lange blühen möge, als Zeiten sein werden.“ Allmählich aber gewannen die Reden einen substantielleren Gehalt. Landschreiber Giezendanner sprach über „Verschiedene Hindernisse, die der Ausbreitung schöner Wissenschaften und wahrer Gelehrsamkeit höchst schädlich sind“,[1]) und geißelte die Unwissenheit, die übertriebene Gewinnsucht, die Verweichlichung, den Müßiggang, die Kleiderpracht und die eitle Nachäffung fremder, veränderlicher Moden. Eben die letztere Erscheinung gab ihm Anlaß, der Verwendung inländischer Fabrikate und der Herstellung einfacher und gesunder, praktischer und zugleich geschmackvoller Kleidung das Wort zu reden, solcher Kleidung, „die allwege vortheilhaft und dauerhaft ist und die nicht viel Kunst und Zeit erfordert, auch nur ein pures Spielwerk ist, also gar nicht solche Kleidungsstücke, (wie) die zwei-, drei- und viereckichten Sturmhauben oder Thürme auf dem Kopf, oder Panzer um den Leib und die nach der neuesten welschen Mode eingerichtet sind.“ — Für die Versammlung des Jahres 1783 entwarf Giezendanner ein pietätvolles Lebensbild des eben (am 21. März) im Alter von 52 Jahren verstorbenen ersten Sekretärs der Gesellschaft, des Dekans Rosemann Schädler in Stein. Er feierte ihn als einen sehr geschätzten Vertreter der toggenburgischen Geistlichkeit, als einen hervorragenden, „das Wort mit Kraft begleitenden“ Prediger und als einen einsichtsvollen, redlichen Patrioten, der wohl die überlieferten Rechte des Landes-

[1]) Gedruckte Rede vom 26. April 1779.

fürsten achtete, aber in seiner amtlichen Stellung jeweilen ein wachsames Auge auch auf die durch Sprüche und Verträge bestätigten Freiheiten des toggenburgischen Volkes richtete.[1])

Die Doktoren Andreas Schädler in Neßlau und Johann Rudolf Mettler in Wattwil behandelten — mit moralisierender Tendenz — hygienische und physiologische Fragen.[2])

Der Orator des Jahres 1775, Elias Stadler von Oberglatt, legte seinen Finger auf die Schattenseiten der öffentlichen Zustände und deutete an, wie sie verbessert werden könnten.[3]) Ohne die gegebenen politischen Verhältnisse unter einem „gnädigen Fürsten" anzutasten und ohne in eine Kritik der seit dem Toggenburger Kriege bestehenden innern Ordnungen einzutreten, empfahl er mit allem Nachdruck, bei der Wahl des Landrates und der richterlichen Behörden auf wahrhaft tüchtige Männer zu schauen. Nicht darauf komme es an, daß ein Kandidat zwei Zentner wiege, oder sechs Schuh hoch sei und ein Vermögen von mindestens 6000 Gulden habe, sondern daß man ihm als einem wohldenkenden, gescheiten, ehrenhaften Mann Vertrauen schenken könne. Dann gab er Anweisungen zur Verbesserung der noch im alten Schlendrian befangenen Landwirtschaft, zur Hebung des Kredites der durch „Verstümplung" bedrohten toggenburgischen Industrie und zur Förderung des durch schlechte Straßen unleidlich zurückgehaltenen Verkehrs. Und endlich lenkte er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die schlimmen Schäden in der Hauswirtschaft, indem er die Trunksucht, die mangelhafte Erziehung der Kinder und den gleißenden Aufwand verpönte. Wie einfältig ist es, rief er aus, die Woche hindurch bei fleißiger Arbeit schlecht zu essen und am Sonntag den Verdienst zu vertrinken, und wie töricht erscheint es, äußerlich von Seide und Silber glänzen zu wollen, am Leibe aber ein zerrissenes Hemd zu haben und auf Federn liegen zu müssen, die an Bäumen wachsen! . . . . „Doch ich schweige und wünsche von Herzen mir und allen gute Besserung!"

Die scharfen Bemerkungen des angesehenen Kaufmannes und Landesbeamten schlugen ein. Man fand, daß die Gesellschaft berufen und verpflichtet sei, Mittel und Wege zur Hebung auch der materiellen Wohlfahrt des Volkes aufzusuchen und setzte Prämien für die beste Lösung verschiedener Fragen aus. Es sollte beispielsweise untersucht werden, wie eine arme, vielköpfige Familie sich am besten ernähren könne, oder welche Mittel zur Erlangung öffentlicher Ämter erlaubt und nicht erlaubt seien. Ferner wurde die Frage gestellt: „Ob es, sowohl für die evangelischen Gemeinden unseres Landes als die Pfarrherren derselben nicht weit nützlicher und besser wäre, wenn nach vorhergegangenem, hinlänglich stipuliertem Pfrundeinkommen keine Accidentia und Beneficia mehr gegeben und empfangen würden?" Und eine andere, für die im Laufe des 18. Jahrhunderts ein-

[1]) „Ehrendenkmal über den Lebenslauf und moralischen Charakter des Herrn Rosemann Schädlers, gewesenen treu-berühmten Pfarrers der evang.-reform. Pfarrgemeind am Stein, . . . vorgelesen den 12. Mai 1783." 29 S. (ohne Druckort).

[2]) Gedruckt (wahrscheinlich in Zürich) wurde die Rede Dr. Schädlers vom 3. Mai 1773: „Der Einfluß der Sitten in den physicalischen Zustand des Cörpers." 16 S. Ungedruckt scheint die Ansprache Dr. Mettlers vom 21. April 1777 über „die Beschaffenheit, den genauen Zustand und den großen Vorzug des menschlichen Cörpers" geblieben zu sein. Sie wurde wenigstens, wie alle andern Reden, in das Gesellschaftsprotokoll eingetragen.

[3]) „Versuch den Zustand unsers Landes zu verbessern. Der jährlichen moralischen Gesellschaftsversammlung im Toggenburg zu Liechtensteig vorgetragen. In einer zierlichen Anrede von Tit. Herrn Landt-Rath- und Ehegerichtschreiber Elias Stadler von Oberglatt, den 8. Mai 1775." 16 S.

getretene Wendung in der ostschweizerischen Industrie bezeichnende Frage lautete: „Ist es für unser Land vorteilhaft, daß das Baumwollengewerbe, mit Vernachlässigung des Leinwandhandels, so stark betrieben werde?“ Stadler selbst stellte 5 Dukaten für die eingehenden Abhandlungen zur Verfügung.

Unter den Mitgliedern scheint sich indessen nicht allzu großer Eifer für die Lösung solcher Aufgaben gezeigt zu haben, und der eine und andere der eingegangenen Versuche war wohl gut gemeint, erregte aber Anstoss in denjenigen Kreisen, die sich durch die Kritik des Überlieferten betroffen fühlten, so daß die Arbeiten bei dem entscheidenden Ausschuß nicht die erhoffte Anerkennung fanden. Joh. Ludwig Ambühl beschäftigte sich eingehend mit der Anregung über die Gehaltsverhältnisse der Geistlichkeit; aber der persönlich in spartanischer Strenge lebende, unverheiratete Mann meinte, der Pfarrer und die Frau Pfarrerin sollten sich größerer Sparsamkeit befleißen, dann könnten sie sowohl auf erhöhte Barbezüge, als auf Accidentien in der Form von Schinken, Zuckerstöcken, Butter usf. verzichten und müßten die Hochzeit- und Leichenpredigten nicht mehr als „Gewerb und Krämerei“ betreiben.[1]) Da läßt sich wohl begreifen, daß „diese Sprache eines derben Biedermannes“, so zutreffend sie auch manchen Übelstand beleuchten mochte, mit keinem Preise ausgezeichnet wurde.

Inzwischen war aber doch eine Untersuchung über den „Bauelgewerb“, d. h. über die Ausbreitung der Baumwollindustrie gegenüber der ältern Leinwandfabrikation, eines Ehrenlohnes wert erachtet worden. Sie trug dem Verfasser, dem soeben in die Gesellschaft aufgenommenen Ulrich Bräker, den bescheidenen Preis von einem Dukaten ein. Es war wenig genug; aber der „arme Mann“ durfte sich der Zustimmung freuen, die sein schlichtes, leider verloren gegangenes Elaborat in Lichtensteig gefunden hatte.[2]) Schon damals wurden seine Arbeiten auch in Zürich gewürdigt, und Dr. Hans Kaspar Hirzel, der Entdecker und Gönner Kleinjoggs, bemerkte scherzend, nun müsse er sich seines „philosophischen Bauers“ schämen.[3]) In der moralischen Gesellschaft konnten ihm auch diejenigen Mitglieder, die ihm anfangs wenig freundlich begegnet waren, ihre Achtung nicht versagen. Seine in jener Zeit geschriebenen Tagebücher geben das Bild eines „kräftigen, originellen Naturkindes und feinen geistreichen Beobachters“.[4]) So geschah es, daß ihm für die „Ordinäre-Versammlung“ des Jahres 1790 sogar die Eröffnungsrede übertragen wurde.

---

[1]) Einen Auszug aus dieser Arbeit gibt Gregor Grob in der Biographie Ambühls, S. 47—53. Grob bemerkt: „Mit einem fixen Einkommen von zwei- bis vierhundert Gulden leben zu wollen, war freilich eine sehr übertriebene Zumutung.“

[2]) Auch zwei andere seiner Preisarbeiten, über Ämterkauf und Pfründenverbesserungen (Tagebuch, herausgegeben von Füßli, 1792, S. LX) sind nicht mehr nachzuweisen.

[3]) Hirzels berühmtes Buch: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers“ ist zuerst 1761, dann in zweiter Bearbeitung 1774 erschienen. — Eine recht ansprechende Charakteristik Bräkers gibt der in unserer Beilage I mitgeteilte Brief des appenzellischen Lehrers Johannes Graf.

[4]) Bemerkung in einem Briefe des Pfarrers J. J. Rietmann in Lichtensteig an Landammann Hungerbühler vom 30. September 1851. Rietmann bedauerte, „daß Füßli das, was er herausgab (Lebensgeschichte und Tagebuchaufzeichnungen, Zürich 1789 und 1792), nach dem Tone jener Zeit versentimentalisierte und verwässerte.“ Man muß in der Tat immer beklagen, daß das Original der Lebensgeschichte nicht mehr erhalten ist. Die Gegenüberstellung in unserer Beilage II mag zeigen, wie willkürlich der Herausgeber bei der Drucklegung der Tagebuchtexte verfahren ist.

Nicht ungern verfolgt man die Ansprache, die der fünfundfünfzigjährige Mann damals hielt. Er entschuldigte sich, daß er der wiederholten Aufforderung zur Übernahme der Rede nachgegeben habe.[1]) Er sei ein grober Toggenburger und verstehe sich nicht auf landesübliche Komplimente; er sei kein Redner, kein Wortsetzer, kein geübter Vorleser, und habe Mühe gehabt, ein passendes Thema auszuwählen, bis er zum Entschluß gekommen sei, die Gesellschaft auf verschiedene augenfällige Übelstände in seinem werten Vaterlande aufmerksam zu machen. So sprach er zunächst vom Gassenbettel, „der von Jahr zu Jahr je länger je stärker wird und sozusagen unser armes Ländchen wie Fluten überschwemmt.“ Er entwarf ein düsteres Bild von diesem bis ins Unausstehliche angewachsenen Schaden am öffentlichen Wesen, und ohne Frage beruhten seine Mitteilungen auf eigenen Beobachtungen. „Wir sehen ganze Familien herumziehen, sehen oft baumstarke Kerls, die unter allerhand erdichteten Vorwänden Kollekte sammeln, sehen Frauen und erwachsene Töchter, die sich zu allem, nur zu anstrengender Arbeit nicht, möchten brauchen lassen. Wir sehen auch alte, kreuchende Greise, aber weit mehr unerwachsene Kinder, halbnackend, gar kläglich vor unsern Türen ihr Brot suchen, Kinder, die von leichtsinnigen Eltern in die Welt gesetzt worden sind und wie die Gänse alle Morgen auf die Weide getrieben werden. Faule, liederliche Weiber nehmen den geringen Garn- und den hohen Brotpreis zum Vorwand, stellen Kunkel und Spinnrad in einen Winkel, packen ein Kind auf den Rücken und jagen mehrere vor sich her. Viele laufen nach entfernten Gemeinden und stellen sich verunglückt oder presthaft. Von andern Orten kommen auch andere wieder hieher und machen's auf gleiche Art. Es ist zum Weinen erbarmungswürdig, das Unwesen täglich mit anzusehen.“ — Wie ist nun der Landplage, an die sich unermeßliche moralische Schäden knüpfen, abzuhelfen? Bräker sprach die Ansicht aus, daß man durch wahllose private Freigebigkeit den Unfug nur vermehre und nur Faulenzer und Tagediebe züchte, statt die Lage der wahrhaft Bedürftigen dauernd zu verbessern und ihnen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen. Nicht anders könne man gründlich helfen, als durch öffentliche Eingriffe in das Armenwesen. Demnach machte er den ernsten Vorschlag, es seien die Gemeinden anzuhalten, ihre würdigen Armen anständig zu versorgen, träge Taugenichtse zur Arbeit zu zwingen und die bessere Erziehung der Kinder liederlicher Eltern zu übernehmen. Er versah sich mannigfacher Einwendungen gegen diese Anregung, die schon einige Jahre früher der Pfarrer Michael Bösch von Wildhaus — ohne Erfolg — der Gesellschaft unterbreitet hatte.[2]) „Aber“, erklärte er, „mich dünken keine Hindernisse so erheblich, die nicht zu überwinden wären; alles ist möglich, wenn man nur will. Unser Vaterland hat sich schon oft großmütig gezeigt, starke Steuern an Verunglückte zusammengelegt, kostbare Kirchen gebaut, hat einen sehr kostbaren Straßenbau unternommen und heldenmütig fortgesetzt. Und sollte man nicht auch großmütig

[1]) Zwei jüngere Mitglieder hatten „diese Ehre von sich abgelehnt und fortgewälzt, bis der Ball auf mir armen Mann liegen blieb. Bei der kritischen Lage, in der die Gesellschaft sich befand, war es sehr kützlich vor mich, ein Thema zu wehlen, das auf die Umstände paßte, und Wahrheiten zu sagen, die ich gern sagen möchte, ohne zu beleidigen; dann nichts beleidiget lieber, als Wahrheiten, sonderheitlich, wenn sie von einem Geringen einem Höheren gesagt werden . . . . Doch gieng alles nach Wunsche.“ Tagebuch vom 28. April 1790.

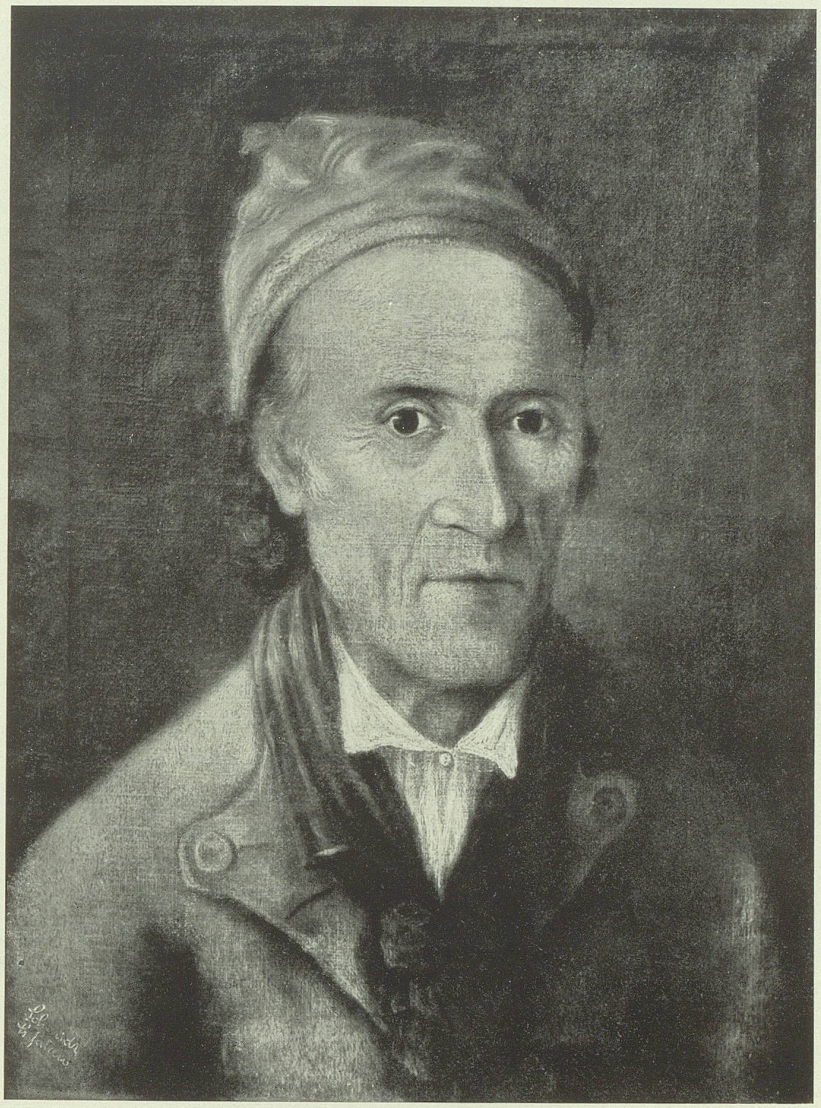
[2]) In der oben, S. 10 erwähnten Rede: „Freymüthige Gedanken.“ Bösch wünschte sogar (S. 20), „daß unsere lieben, evangelischen Landleute zu bereden wären, auf eine allgemeine Armen-, Waisen- und Arbeits-Anstalt zu denken.“

gegen die unglücklichsten Mitmenschen, gegen so viele unschuldige und vernachlässigte Landeskinder handeln wollen? Sind sie nicht mehr wert als Landstraßen und Tempel? Doch, das mögen unsere Wohlerw. Herren Theologen abhandeln. Bitte untertänigst ab, daß ich bisweilen in ihr Amt eingreife. Ich will gar nicht vorgreifen. Es soll mir nur Fragment heißen."

Und noch einen andern wunden Punkt berührte Bräker, da ihm einmal zu sprechen gestattet war. Wohin immer er seine Blicke im Toggenburger Ländchen — seinem „Vaterlande" — richtete, mußte er zu seinem Bedauern Spaltungen, Zank und Unzufriedenheit bemerken. Ein Streit über die Verteilung und den Verkauf der gemeinsamen Alpen erregte die Gemüter und heftige Erbitterung herrschte wegen des Weggeldes auf den neuen Straßenzügen, für deren Anlage die Gemeinden große Opfer brachten.

Unselige Prozeßsucht, oft um kleinlicher Dinge willen, untergrub das friedliche Zusammenleben und riß die Parteien in ökonomisches Verderben. Selbst in den Schoß der „friedbrüderlichen" moralischen Gesellschaft schlich sich der Geist der Zwietracht ein, so daß verschiedene Mitglieder ihren Austritt nahmen, um sich einem andern, neuerstandenen Vereine anzuschließen. Im toggenburgischen Landrat wurde zum Spott der Nachbarn und der Schirmorte jede ersprießliche Arbeit durch arge Zwistigkeiten persönlicher und lokaler Natur gehemmt. Das Regiment des Abtes Beda, der noch in den Siebenzigerjahren bei ausbrechender Hungersnot so landesväterlich für seine Untertanen in der alten Landschaft und im Toggenburg gesorgt hatte, begegnete argwöhnischer Kritik, und jeder Schritt der fürstlichen Regierung wurde von „unverständigen Habrechten und ränkesüchtigen Prahlern" und Demagogen dahin gedeutet, daß sie die Toggenburger vollends unterjochen wolle. Der Geist der Unruhe zog, wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wühlend und aufreizend durch das Land; überall fehlte es an Einigkeit und gegenseitigem Vertrauen.

Da erhob nun Bräker seine Stimme für Friede und Eintracht und Loyalität als „die vornehmsten Stützen der Wohlfahrt eines Landes". Er warnte vor den unaufhörlichen Streitigkeiten, die den ohnehin als „rappelköpfische" und „unkultivierte" Leute verschrienen Toggenburgern in aller Welt die Achtung raubten und eine ernstliche Gefahr für die erworbenen Freiheiten bildeten, da der Landesfürst und die Schirmorte — Zürich und Bern — endlich die Geduld verlieren und die Zügel straffer spannen könnten. Er legte auch Verwahrung gegen die fortwährenden gehässigen Angriffe auf die bestehenden politischen Verhältnisse ein, während sich der Toggenburger doch der „besten und sanftesten Regierung" erfreue und so glücklich leben könne, wie der Einwohner der freiesten Kantone, wenn er nur wolle und sich nicht immerfort durch Zänkereien plage. „Genießen wir nicht freien Handel und Wandel, freies Eigentum, können damit schalten und walten nach unserm Belieben, können unsere Landräte alle, zum Teil auch unsere Richterbänke selbsten besetzen, können unsere Seelsorger, Kirchenvorsteher und Gemeinde-Vorgesetzten zum Teil selbsten wählen?" Warum sollte es nun nicht möglich sein, sich zufrieden zu geben und sich zu vertragen? „Welch ein herrlich Leben muß es sein in einem Lande, wo gutes Vernehmen, Friede und Eintracht herrscht, welch ein süßes Leben, wo Obrigkeit, geist- und weltliche Stände, Hohe und Niedere einander gut verstehen, wo gegenseitiges Zutrauen und Liebe, wenigstens Vertragsamkeit, wohnt! Welch süße Träume von einem,



Phot. Schmidt

Ulrich Bräker (1735—1798)

Nach dem Original-Ölbild im Besitze der Gemeinde Wattwil.

dem friedliche Harmonie heilig ist! Hingegen in einem Lande, wo immer Argwohn und Mißtrauen herrscht, wo alle Stände fehlen und doch keiner der fehlerhafte sein will, wo so viele Sprecher sind und vielleicht mehr als die Hälfte davon Schafköpfe, wo jeder seine besondere Meinung hat und keine Belehrung annehmen will — o, in einem solchen Lande muß und wird es immer happern, immer eine Zänkerei die andere gebären." Mit freimütigen und eindringlichen Worten rief der Sprecher die moralische Gesellschaft, diese Verbindung „von Menschenfreunden und vaterländischen Männern" auf, gegen die verderblichen Mißstände anzukämpfen. „Ich lebe der besten Hoffnung, Sie werden sich allerseits angelegen sein lassen, zum Frieden und zu einer rühmlichen Vereinigung beizutragen, so viel in Ihren Kräften steht. Sonderlich Sie, Herren Landesvorsteher, auf die es so viel ankommt, die immer mehr zu sagen haben, als wir andere und mit bessern Folgen würken können, Sie werden trachten, wieder alles ins rechte Gleise zu bringen, Harmonie, Friede und Eintracht unserm werten Vaterlande wieder zu verschaffen."[1])

Es ist nicht anzunehmen, daß die beredten Ausführungen Bräkers in der moralischen Gesellschaft selbst oder draußen im Lande einen stärkern Widerhall gefunden hätten. Aber sie sind ein bemerkenswertes Zeugnis einerseits für seinen offenen Blick gegenüber den sozialen Schäden, die den Volkskörper zu vergiften drohten, anderseits aber auch für seine in politischen Dingen loyale Gesinnung, bei der er keinen andern Wunsch hegte, als daß die überlieferten, die individuelle Freiheit genügend sichernden Staatsordnungen seines „Vaterlandes", als welches er eben nur sein liebes Toggenburg betrachtete, ohne Störung weiter dauern möchten. Der in altgewohnten und engen Verhältnissen aufgewachsene und befangene Mann scheint gleich so vielen seiner Zeitgenossen nicht bemerkt zu haben, daß die Welt um ihn herum unter dem Einfluß einer großen, geistigen Bewegung allmählich eine andere politische Richtung eingeschlagen hatte, daß zumal seit dem Ausbruch der französischen Revolution sich neue Anschauungen über die Rechte des Volkes gegenüber den regierenden Kreisen geltend machten und daß die unruhigen, ihn so peinlich berührenden Vorgänge im Toggenburg nicht nur auf persönliche und lokale Gegensätze, sondern auch auf die Wirkungen des neuen, über den Jura in das Schweizerland herüberwehenden Geistes zurückzuführen waren. Gegenüber der unaufhaltsam vordringenden Strömung, die in den abhängigen Landschaften die Gemüter mächtig ergriff, vermochten die Mahnungen des schlichten Sprechers in Lichtensteig auf die Dauer so wenig auszurichten, als die Beschwichtigungsversuche oder gar die gewaltsamen Schritte der hohen Obrigkeiten.

In Wahrheit hatte sich ein frischerer Geist bereits auch in der sonst so konservativen moralischen Gesellschaft zum Wort gemeldet.

[1]) Bräkers Rede vom 26. April 1790 ist dem Protokoll einverleibt, aber nicht gedruckt worden.

IV. RÜCKGANG UND AUFLÖSUNG.

Noch auf der Jahresversammlung vom 8. Mai 1786 hatte der Pfarrer Joseph Lüthold von Krummenau in seiner Eröffnungsrede von dem wohltätigen Einfluß der moralischen Gesellschaft gesprochen und hervorgehoben, wie glücklich er sich schätze, daß es ihm vergönnt sei, „mit klugen, weisen, gelehrten, patriotisch denkenden Männern in vertrauter Freundschaft“ zusammenzutreffen und in diesem Institut das Seinige zum allgemeinen Besten beizutragen. Er rühmte die Gesellschaftsbibliothek, mit deren Hülfe man seine Kenntnisse erweitern und „einen Schatz der Wissenschaften“ sammeln könne, und in feierlicher Form rief er für die gemeinnützigen Bemühungen der „Ehrenglieder“ den göttlichen Segen an.

In diesem wohlgefälligen Genügen prägte sich noch der an dem Hergebrachten genährte Geist der alten Schule aus. Aber schon im folgenden Jahre war die Rede des Landratschreibers Joseph Meyer in Lichtensteig auf einen andern Ton gestimmt. Er nahm sich vor, einmal von der Leber weg zu sprechen und die Gesellschaft auf eine kräftigere, volkstümlichere Richtung hinzuweisen. Wohl möge sie den nach den Statuten übernommenen Verpflichtungen, Freundschaft und Liebe zu stiften und die Triebe zu schönen und nützlichen Wissenschaften auszubreiten, äußerlich entsprechen; aber auf den Jahresversammlungen zeige sich kein ungezwungenes, schaffensfreudiges Leben. Was tun wir eigentlich? fragte er. „Wir machen einander unsere tiefgebeugten Komplimente, und bei einem ins wunderliche fallenden Gewirr unter einem eben so wunderlichen Gesumse tauschen wir die höflichsten und freundschaftlichsten Freudenbezeugungen ein, die jeder über des andern muntere und gesunde Gegenwart aus der Fülle seines Herzens ausgießt. Unter allerlei gleich beobachteten Ceremonien, die wir so wenig als andere Nebendingerchen mehr vergessen dürfen, rangieren und setzen wir uns. Darnach entlastet sich der bestellte Redner seiner Bürde, eben so ängstlich, wie er sich dieselbe das Jahr hindurch aufgeladen hat, und wir gratulieren ihm zu seiner glücklichen Entbindung. Wir nehmen die Rechnungen unsers teuersten Herrn Vorstehers mit allemal wohlverdientem Beifall und Dank auf und bestätigen ihn, sowie auch seine Herren Mitvorsteher in ihren Würden, oder bitten sie vielmehr, unser ferner im besten eingedenk zu sein. Dann kommt's zur Beratschlagung, an was für Werke des Verstandes, des Witzes und der Einbildungskraft wir unsere alljährlich eingehenden Honoranzen und Gebühren verwenden und mit welchen neuen deutschen und französischen Titeln wir unsern Bücherschatz verschönern und vermehren wollen. Wir legen endlich unsere taxierten Lesegelder zum Opfer hin und empfehlen zum völligen Beschluß uns eben so höflich und freundschaftlich, als wir anfangs einander empfangen hatten.“ Dies alles möge seinen unverkennbaren Nutzen haben, aber, wenn man es aufrichtig gestehen wolle, ausschließlich für die Mitglieder der Gesellschaft. „Denn nur wir werden des Vergnügens teilhaftig, alle Jahre eine wohl ausgearbeitete, öfters ganz in lucianischem Geist abgefaßte Rede anzuhören. Nur uns zur Belustigung und zum Wohl wird unsere Büchersammlung nach unserm, wie die Kleidermoden sich ändernden Geschmack vermehrt. Und nur das endlich, was unserer kleinen Gesellschaft allein nützlich und zugleich der Denkungsart der Ehrenglieder derselben allbefriedigend scheint, wird zur Beratung gebracht und, nachdem es eine Weile lang ventiliert worden, vergessen.

Kurz, nur für uns wird bei den gesellschaftlichen Versammlungen gesorgt, eben als wenn wir für uns allein weiser, klüger und dabei zugleich glücklicher zu werden, gelobet hätten."

Meyer schlug nun vor, die Versammlungen zweckmäßiger einzurichten und ihre Arbeit uneigennützig allen lieben Landleuten zuzuwenden, manche leere Formalität bei den Zusammenkünften auszumustern und dafür wichtigere, z. B. historische, politische und ökonomische Gegenstände zu behandeln, die aus der Lektüre geschöpften Kenntnisse zum Nutzen und Frommen weiterer Kreise zu verwerten, den Landleuten die Kunde der Gesetze und der Rechtsbetriebe — wie man heutzutage sagen würde: die staatsbürgerliche Erziehung — zu vermitteln usf. Er schloß mit dem an die Vorsteher gerichteten Wunsche, sie möchten sich keine Mühe reuen lassen, die Gesellschaft zur Förderung des Guten im Lande, wo immer sich Anlaß biete, zu gebrauchen und ihre Mitglieder „zu möglichster Erfüllung ihrer Menschen- und Bürgerpflichten nach ihren Kräften anzuspornen."[1])

Aber alle diese Anregungen blieben für einmal auf sich beruhen, wenngleich die Gesellschaft beschloß, einen Preis von einer Dublone auf die beste wegleitende Abhandlung zu ihrer Durchführung auszusetzen. Die älteren Mitglieder und besonders die geistlichen Herren scheinen sich durch das satirische Gepräge der Meyer'schen Rede verletzt gefühlt zu haben. Sie mochten ihm seine Kritik an den „altüblichen, der Menschheit zur Ehre gereichenden Gebräuchen und Gewohnheiten" um so weniger vertragen, als nach den Aufzeichnungen Ulrich Bräkers (Tagebuch vom Januar 1788) seine zügellose Lebensführung manchen Anstoß gab und er allen Grund hatte, „vor seiner eigenen Thüre zu wüschen." Auf der nächsten Versammlung im Frühjahr 1788 stellten sich nur 11 „Ehrenglieder" ein, und mit einer einzigen Ausnahme blieben alle Pfarrer fern. Bereits zeigte es sich, daß die Gesellschaft den Boden, auf dem sie sich mit ihren vorwiegend erhaltenden Kräften festgewurzelt hatte, nicht ohne weiteres verlassen, und daß sie die eingreifenden Reformen, für welche jüngere Elemente sie zu gewinnen suchten, nicht verdauen konnte. Es wollte nicht mehr vorwärts gehen. Der gewissenhafte Spectator auf der Hochsteig klagte, daß sich die angesehensten Mitglieder gegenüber der Vereinigung „kalt und unbrüderlich" verhielten und aus nichtigen Vorwänden den Besuch der Jahresversammlungen unterließen. Der weltliche Vorsteher Andreas Giezendanner war alt geworden und es versagte ihm die Kraft zu ersprießlicher oder auch nur geordneter Leitung der Gesellschaft. Sie einer energischeren Hand zu überlassen, vermochte er sich aber nicht zu entschließen. Im Jahre 1790 beschränkte man sich auf die Anhörung der erwähnten Rede Ulrich Bräkers und trat nach diesem Eröffnungsakt nicht einmal auf die Jahresrechnung ein. Dann hörte der Bezug von Jahresbeiträgen und von „Honoranzen" für Beförderungen gänzlich auf und infolge dessen wurden auch die Anschaffungen für die Bibliothek, sogar die Bezüge der Fortsetzungen von Serienwerken, eingestellt. Zu einer Rede ließ sich niemand mehr herbei, und als nach der Versammlung des Jahres 1791 die anwesenden Mitglieder — ihrer 15 — „im vergnüglichsten hohen Wohlstande" noch ein „gemeinsam freundschaftliches Mittagessen allhier beim Hecht" genossen hatten, schlummerte die Gesellschaft für mehrere Jahre ein, bis sie am 30. August 1797, nach dem Tode

[1]) „Anrede, welche von Herrn Landrathschreiber Joseph Meyer bey der den 30sten April 1787 alljährlich versammleten Moralischen Toggenburgischen Gesellschaftsversammlung zu Liechtensteig ist vorgelesen worden." St. Gallen. Diethische Druckerei 1787. 15 S.

Giezendanners, wiederum zu einer Tagung einberufen wurde. Es zeigte sich, daß inzwischen neben dem Landschreiber, der beinahe dreißig Jahre lang der Gesellschaft als weltlicher Vorsteher und Bibliothekar gedient hatte, noch andere tätige Vertreter der älteren Generation, so der Pannerherr Elias Stadler, die Doktoren Schädler und Mettler und der Lichtensteiger Schultheiß Johann Konrad Grob, der Vater Gregor Grobs, gestorben waren. Doch vereinigten sich 19 „alte und neue Ehrenglieder", unter ihnen noch einmal Ulrich Bräker „ab der Hochsteig", nach alter Gewohnheit im Giezendanner'schen Hause. Der die Versammlung eröffnende Dekan Johann Valentin Bösch von Ebnat gedachte in der Gesellschaft neues Leben anzufachen, damit sie nicht zum Gespött der „Lächler" werde; der Ratsherr Abraham Steger in Lichtensteig nahm die Bibliothek in sein schönes Haus hinüber; einige Paragraphen der Statuten erhielten eine neue, freilich nicht den Anregungen Meyers entsprechende Fassung, und so schien sich das weitere Schicksal der Vereinigung leidlich zu gestalten.

Aber der ein halbes Jahr später erfolgende Umsturz aller politischen Verhältnisse bereitete auch der toggenburgischen moralischen Gesellschaft, wie so vielen andern Verbindungen der alten Zeit, ein jähes Ende, oder verursachte wenigstens eine längere Unterbrechung ihrer Tätigkeit. Sie scheint weder in der unruhigen, harten Zeit der helvetischen Republik, in der das Toggenburg auseinandergerissen und wie die übrige Schweiz von Kriegsnot heimgesucht wurde, noch in der Mediationsepoche, nach der Schaffung des Kantons St. Gallen, dem die ganze Landschaft fortan zugehörte, wieder aufgewacht zu sein. Indessen ihr Bestand und ihr ehrenwertes Streben in den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts konnten doch nicht spurlos in Vergessenheit geraten. Ohnehin lag in der Gesellschaftskasse noch ein Saldo von 70 Gulden, der während aller Fährlichkeiten der Übergangszeit in treuer Hut geblieben war. In der Tat erfahren wir, daß der Kammerer und Pfarrer Joseph Weber in Lichtensteig am 6. Juli 1820 die noch lebenden frühern Mitglieder der Gesellschaft und diejenigen Persönlichkeiten, die neu einzutreten wünschten, zu einer Versammlung einlud, um „die rückständigen Rechnungen abzunehmen und im weitern zu beraten, was zur Beförderung dieser nützlichen Anstalt zu tun sei". Unter der Leitung Webers konstituierte sich die Gesellschaft wiederum in aller Form und schien sich, da er warme Unterstützung fand, erfreulich zu entwickeln. Sie übertrug die Verwaltung der im Hause ihres Sekretärs Johann Konrad Grob aufgestellten Bibliothek dem Präzeptor Heinrich Egli und sorgte für den Druck eines neuen Kataloges. Sie nahm den alten guten Brauch, an den Jahresversammlungen größere Vorträge über gemeinnützige Fragen anzuhören, wieder auf[1]) und erwarb neben andern Werken — Johannes von Müller, Schiller, Herder, Lessing — die von Ersch und Gruber herausgegebene „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", die noch heute der Vollendung harrt. Noch bis zum Jahre 1824 kann man ihr Dasein und ihre Wirksamkeit an Hand der neuen Einträge in ihrem ehrwürdigen Protokoll verfolgen. Dann aber versiegt die Quelle vollends, aus der sich die Kunde über die Gesellschaft schöpfen läßt. Man kann nur sagen, daß sie im Jahre 1828 noch bestand, indem damals die Literarische Gesellschaft wegen der Anschaffung eines neuen Serienwerkes mit ihr in Verbindung trat. Über ihre

[1]) Handschriftlich haben sich noch „Einige Gedanken über Kultur und Afterkultur", vorgetragen am 30. Oktober 1822 von Pfarrer Weber in Krinau, erhalten.

Auflösung, die bald darauf erfolgt sein muß, fehlt uns indessen jede Nachricht, und gleichermaßen entbehren wir jedes Fingerzeiges über das Schicksal ihrer Bibliothek. Wer vermöchte nachzuweisen, in wessen Hände so bedeutende Werke, wie Baumgartens allgemeine Welthistorie mit ihren Fortsetzungen, oder Lavaters Physiognomik übergegangen sind!

Offenbar hatte die moralische Gesellschaft ihre alte Anziehungskraft verloren. Ihre gemeinnützigen, ethischen und literarischen Ziele fanden nicht mehr die rege Teilnahme, wie in ihrer vorrevolutionären Blütezeit, und ihr festgehaltener konservativer Charakter sagte einem jüngern Geschlechte nicht mehr zu. Man wünschte, wie einst Joseph Meyer, eine Vereinigung von volkstümlicherem Gepräge, und so versteht man, daß im Laufe der Zwanzigerjahre die soeben erwähnte, noch heute bestehende Literarische Gesellschaft Toggenburgs entstand, die breitere Kreise für belletristische, historische und politische Veröffentlichungen zu interessieren wußte, die jedem Mitglied den Lesestoff zu bequemer Kenntnisnahme in seine Behausung sandte, und die von dem Luxus Umgang nahm, die aus der Zirkulation zurückgezogenen Werke aufzuspeichern. Es wäre nicht ganz zutreffend, wenn man sagen wollte, daß sie förmlich in das Erbe der moralischen Gesellschaft eingetreten sei; aber sie wurde ihre Nachfolgerin und übernahm zum Teil die Aufgaben der Sozietät, die im Geiste des achtzehnten Jahrhunderts gegründet worden war. Es ist für den Übergang bezeichnend und bemerkenswert, daß der Kammerer Weber, der letzte nachweisbare Präsident der moralischen Gesellschaft, an die Spitze der jüngeren Verbindung trat.

Hier sei es gestattet, noch einmal einen Blick auf die ältere Vereinigung zu werfen. Landammann Hungerbühler hat in seinen kulturgeschichtlichen Mitteilungen über die Landschaft Toggenburg an der Hauptversammlung der st. gallisch-appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft im Oktober 1846 die Äußerung getan: „Wenn in den drei letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts das Bessere da und dort Wurzel faßte, eine gemeinnützige Anstalt gedieh und namentlich heilsame Reformen im Schulwesen beim Volke Eingang fanden, so war es das Werk dieser toggenburgischen moralischen Gesellschaft.“ Mit diesen Worten ist vielleicht etwas zu viel gesagt. Den von uns verwerteten offiziellen Aufzeichnungen läßt sich nicht entnehmen, daß die Gesellschaft energisch in das öffentliche Wesen eingegriffen oder durchgreifende Reformen aus eigenen Mitteln in die Wege geleitet habe. Ihr so wenig als der helvetischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts war es beschieden, die erkannten sozialen Schäden zu heilen oder gar eine politische Umgestaltung herbeizuführen, nach der doch manche mit der geistlichen Oberherrschaft unzufriedenen Elemente strebten. Aber die auf ihren Versammlungen verständnisvoll ergriffenen Ideen humaner Bildung und die in ihren Reden niedergelegten Impulse zur wirtschaftlichen, sittlichen und geistigen Hebung des Volkes sind doch nicht wirkungslos geblieben. Sie haben in der Stille mit der geheimnisvollen Kraft des Guten fortgewuchert, um dann im folgenden Jahrhundert auf staatlich inzwischen völlig umgebautem Boden zu gedeihlicher und kräftiger Entfaltung zu gelangen.

In den von der moralischen Gesellschaft ausgegangenen Anregungen liegt ihre geschichtliche Bedeutung für das Toggenburg, und so mag es sich auch rechtfertigen, ihr Andenken in dankbarer Anerkennung ihres Strebens wieder aufzufrischen.

BEILAGE I.

Johannes Graf an Dr. Joh. Georg Amstein.

Heiden, den 24. März 1777.

Verehrungswürdiger Freund,

Ich habe nun meine kleine Lustreise ins Toggenburg und durchs Appenzellerland zu Ende gebracht und mich auf derselben recht gut divertirt. Alles war für mich neu, unterrichtend und angenehm, Handlung, Fabriken und Ackerbau, dieser vornemlich im Toggenburg, floriren sehr. Überall herrschet Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß, aber auch Pracht und Verschwendung. Zu Lichtensteig und Herisau habe ich auch eine recht artige Lesebibliothek angetroffen. Es giebt an diesen beiden Örtern gewiß viele Freunde der Lectur, Patrioten und würdige Männer, unter denen ein gewißer Nappis Uly, ein Bauer nahe bey Lichtensteig, obenan steht. Er hatte schon seit einigen Jahren einen unwiderstehlichen Hang zum Lesen und alle Augenblicke, die er seinem Beruf und seiner bösen Frau stehlen konnte, darauf angewandt, und nun fängt er an zu schreiben über die Aufgaben, die die dasige Lesegesellschaft den Mitgliedern vorgelegt hat; er hat schon ein Paar mal den Preis davon getragen. H(err) Doctor Hirzel in Zürich bewundert seine Geschicklichkeit im Dialogisiren und sagt: er schäme sich nun seines philosophischen Bauren. Er ist in seinen Abhandlungen fein gründlich, körnicht, satyrisch, und überall patriotisch; er hat sehr gesunde Begriffe in der Religion, Jerusalem ist sein Lieblingsautor hierin. Die Landräthe und die Geistlichkeit haben ihn zu fürchten. Ich habe mich einige Zeit bei H(errn) Steger aufgehalten. H(err) Pfarrer Rüffenacht, der den H(errn) Bart sel. gekannt hat, war über dieß Unglück so sehr erschrocken, daß er einige Tage lang ganz niedergeschlagen war. Die Nachricht davon kam an den meisten Orten vor mir an, hier zu Land glaubte man, es habe mich getroffen. Die Toggenburger und Appenzeller verwenden zu meiner Verwunderung Vieles auf die Erziehung ihrer Kinder; ich wünschte, daß so ein Philanthropin zu Herisau etc. stände, es würde ziemlich voll werden. Vom Philanthropin vermuthet man, es möchte H(err) Minister selbiges bald aufheben wollen; man hat mich deshalb an verschiedenen Orten gefraget und ich antwortete, was ich wußte, nemlich: ich weiß es nicht. Seyn Sie so gütig und empfehlen Sie mich Ihrer Fr. Liebstin und H. Minister; ich habe ihm nicht schreiben dürfen, er ist auch vielleicht auf der Reise nach Frankreich. Erlauben Sie mir, daß ich mich ferner heißen darf

Ihren ergebensten Diener und Freund

Joh. Graf.[1])

---

[1]) Das Original dieses Briefes findet sich in der Amstein'schen Briefsammlung auf der Kantonsbibliothek in Chur. Er ist hier nach einer Abschrift veröffentlicht, die mir Dr. Ernst Haffter, Vizedirektor der schweizerischen Landesbibliothek in Bern, mit literarischen Nachweisen freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Für den Abdruck sind nur leichte Eingriffe in die Orthographie und Interpunktion vorgenommen worden. — Über Johannes Graf von Heiden († 1804), der am Salis'schen Philanthropinum in Marschlins, hierauf eine Zeit lang als Lehrer Joh. Kaspar Zellwegers in Trogen, endlich an einer Privatschule in Herisau tätig war, geben Jak. Keller, Das Philanthropinum in Marschlins (Gotha 1899), Seite 47—56, K. Ritter im Jahrbuch für schweizer. Geschichte XVI, Seite 7, und A. Eugster, Die Gemeinde Herisau, Seite 299, Auskunft; über den (nicht ausdrücklich genannten) Adressaten, Dr. med. Johann Georg Amstein (1744—1794), den Schwager des im Briefe erwähnten „Ministers" Ulysses von Salis-Marschlins — er war seit 1775 mit Hortensia v. Salis (1740—1817) verheiratet — vergl. die Biographie in J. U. v. Salis-Seewis Gesammelten Schriften (Chur 1858) Seite 312—360. — Der Ausspruch Dr. Hirzels erinnert an sein Buch: „Die Wirtschaft eines philosophischen Bauers" (Jakob Gujer, gen. Kleinjogg, von Wermatswil bei Uster). — Abraham Steger, den Graf in Lichtensteig besuchte, war seit 1775 Zögling in Marschlins und trotz „seiner noch nicht völlig erreichten Majorennität" Mitglied der toggenburgischen moralischen Gesellschaft. — Abraham Rüfenacht aus Thun versah nach Franz, Kirchliche Nachrichten (Ebnat 1824), die Pfarrstelle in Lichtensteig 1766—1783. — Über die Umstände, unter denen Bart, wohl der von Keller wiederholt erwähnte Schreiblehrer in Marschlins, den Tod fand, schweigen unsere Quellen.

BEILAGE II.

Originaltext (Stadtbibliothek Ms. 923 a).

1. Januar.

Wie es hüte stürmt, lärmt, schneit, als wenn sich der Himmel in lauter Schnee, in brühlendem Gewirbel auf Erden herunter brausen wollte; selten sind hüte die Geschöpfe, die sich draußen sehen lassen. Häuser, Felsen, Bäume und was man draußen siehet, ist überkleibt und um und um umwirbelt; ein so entsetzliches Toben der Elemente weiß ich mich kaum zu erinnern. Was man denkt, wann einer in solchem Wetter, sicher unterm Dach in der warmen Stube, am ersten Tag im Jahr so siehet die tumoltischen Elemente vor den Fenstern herum brausen und man nicht unterscheiden kann, ob's Stürme oder Erdbeben sind? Was sollte man denken? Welches Herz sollte nicht voll Dank leben, daß uns der gütige Schöpfer vor Dach und Gmach gesorget! Wie mögen ietz die Thiere draußen vor Forcht und Hunger zittern; wie viel besser haben's wir Erdensöhne!

5. Januar.

Alle Zeit ist verloren, sagt meine Frau, wo man nicht arbeitet, betet . . . .

6. Januar.

Edle Gemüthsruhe, verlasse mich nicht. Ich dachte, der quellende (quälende) Wünschegeist läg in den lezten Zügen, aber gester hat er sich wieder stark gebäumt.

10. und 11. Januar.

Gieng hüte so auf dem Markt herum, beobachtete, staunte, lief hie und da in ein Haus hinein, und allemal eine andere Scene. Hier raisonierte man über Hals und Kopf von den Rechten, von Processen, dort laborierte man hunderterley dumm Zeug durcheinandern, am dritten Ort spielten, fluchten, haselierten ganze Tische voll Menschengestalten; ein zerlumptes, besoffenes Ungeheuer lärmte allen die Ohren voll usw.

H. H. Füßli's Bearbeitung 1792, S. 75 ff.

1. Januar.

Wie es heute stürmt und lermt, als wenn der ganze Himmel auf Erden herunterbrausen wollte! Eines so entsetzlichen Tobens der Elemente weiß ich mich kaum zu erinnern, wo man vor Schneegestöber keinen Schritt vor sich sieht und bald nicht mehr erkennen kann, ob die Wände vor Wind oder Erdbeben zittern. Und doch, was fällt einem da am ersten ein, der bei solchem Wetter dem Tumult aus der warmen Stube durch sein Fenster noch ziemlich gelassen zusehen kann? Was anders als gerührter Preis und Dank für den Vater der Menschen, der bald auch dem Geringsten aus ihnen für Dach und Gemach so gütig gesorgt hat. Wie mögen jtzt nicht ihre Nebengeschöpfe, die Thiere, draußen vor Furcht und Hunger beben! Wie viel besser als sie hast also du es nicht, begünstigter Erdensohn!

5. Januar.

Alle Zeit ist verloren (sagt hingegen meine biedere Hausehre), wo man nicht etweder arbeitet oder betet . . . .

6. Januar.

Edle Zufriedenheit! Kehre, o kehre doch wieder einmal vollends in meinen Busen zurück! Ich dachte, ein gewisser quälender Wunsch läge schon in den letzten Zügen; aber diesen Morgen hat er sich wieder stark gebäumt.

9. bis 11. Januar.

Seit vorgestern schlendert' ich so zu L. herum; staunte alles an, gieng in manches Haus hinein und beobachtete vieles. Allenthalben eine neue Scene. Hier raisonirte man über Hals und Kopf von Prozessen; dort laborierte einer im Schweiß seines Angesichts, um ein Lump zu werden. An einem dritten Ort sah ich nichts als Spielen und Saufen; an einem vierten hört' ich nichts als Fluchen und Haselieren. Und so kam

Und so kam ich hüt und gester betäubt nach Hause. Kein Wunder, wann sich schon ein B. Klaus zum Einsiedler macht. O dis wäre mir nebst einer Bibliothek und Schreibzüg die rechte Lebensart.

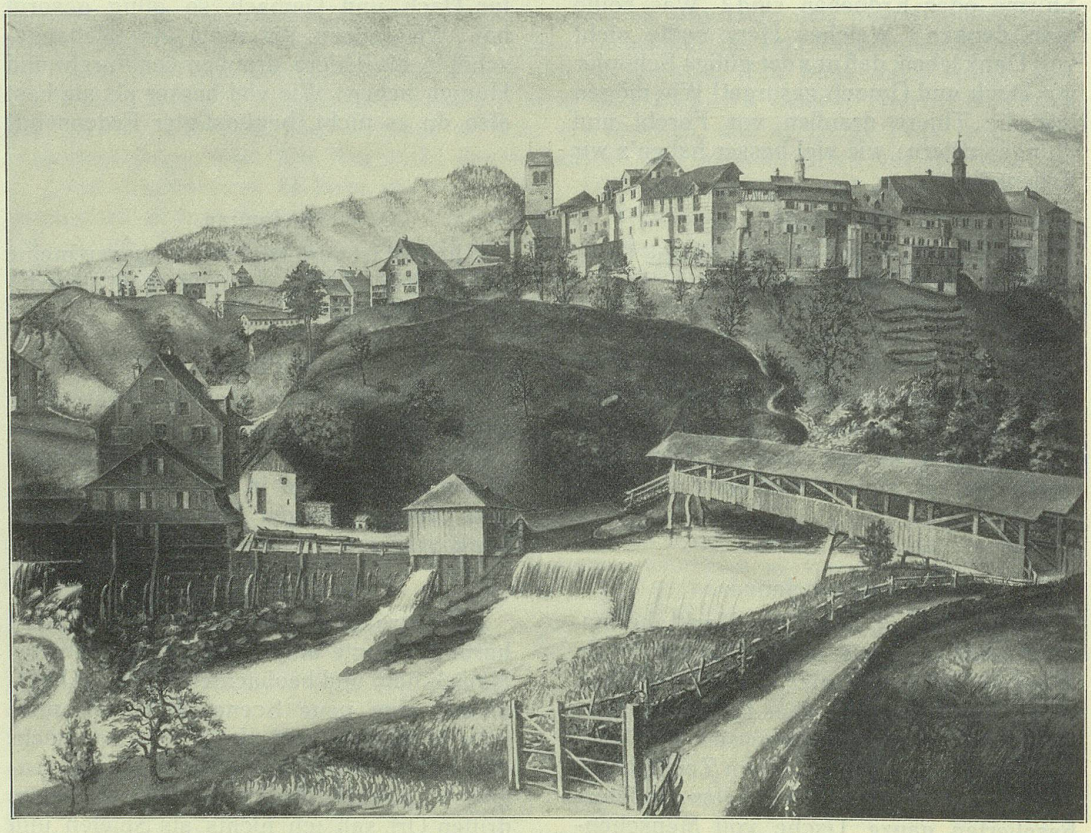
26. Januar.

Alles so spiegelhelle, glänzende, lange, kalte Nächte, der halbe Mond mitten am zwitzerten Himmel. Unden und oben funkelt's. Welcher Anblick dem staunenden Aug! Verliert euch, Gedanken, mitten unter Millionen blendender Liechter.

ich aus dieser sogenannten menschlichen Gesellschaft ganz wie betäubt nach Haus. Kein Wunder, wenn sich der selige Bruder Niklaus von Unterwalden in seinem Alter zum Einsiedler machte. Heut zu Tage hätt' er's schon in der Bubenhaut gethan. Das wäre — wie ich's jtzt meine — nebst meinen Büchern und Schreibzeug, auch für mich die rechte Lebensart.

26. Januar.

O der schönen spiegelhellen Nacht! Wie alles vor mir im Mondglanze schwimmt. — Wie es oben funkelt! Meine Gedanken erheben sich zwischen den Millionen blendender Leuchtern empor . . . .



Lichtensteig um das Jahr 1800. Ansicht von der Westseite.

Nach einem Aquarell des Historischen Museums in Lichtensteig.

Lichtensteig um das Jahr 1800. Ansicht der Hauptgasse.

Nach einem Aquarell des Historischen Museums in Lichtensteig.